

EIN LITERARISCHER



F. G. Kleppel.
Nach dem Reichdruck Nr. 388.
Der Seraph stammelt, und die Unendlichkeit
Hebt durch des Unkreises ihrer Gefilde nach
Dein lobes Lob, o Sohn, wer bist du,
Daß ich mich auch in die Jubel dränge?

mein Knecht ist laß versinken
Zu Gott ich hab gefasst schwär,
das tiefen Tiefschmerz;
dennoch ist hoch verlassens gar,
ist Hilf noch Tröst vertrauen,
Der schone Man will untergehn,
für Leid mit nicht mag seiden;
die Kerkeln lag für Götter stabs,
was mir die welle seiden,
Kann Vogelzug nach Freudklang
was strebt in den Lüften,
die wüsten Tier auch trauren mit mir
in Seiden und in Klüften."

Solcherlei Dichtung ist in ihrer kindlich-frommen Hingabe an Schlichtheit und Schönheit nicht zu über treffen. Nicht zu überbieten auch in ihrem geistigen Gehalt, ihrer umfassenden Weite. Das eben ist die Fülle dieser religiösen Kunst, daß sie die ganze Welt in ihr Blickfeld bann, daß sie neben leidvolle Trauer den Glanz der Hoffnung, das siegende Licht der Auferstehung und Ueberwindung stellt. Wie es in dem uralten Ostergesang — Christ ist erstanden — heißt:

Es gingen drei heilige Frauen
zu morgens in des Tages,
Sie suchten des Heilgen Jesus Christ,
der von dem Tod erstanden ist.
Kyrieleison!
Maria, du reine,
du hast gar heilig geweiht
sich einem Heilgen Jesus Christ,
der von dem Tod erstanden ist.
Kyrieleison!
Maria, du reine,
du bist ein Rosenkranz,
des Gott selber gelehrt hat
mit dem, der von dir geboren ward.
Kyrieleison!

Ist in dieser frühen Dichtung die schöne Verbundenheit von Leib und Seele noch durch keinerlei wie immer geartete Spekulation zerrissen, ist Geist und Leib, ist Himmel und Erde noch in wunderbarer Harmonie geeint, so tritt mit dem Zerfall der Gotik doch auch hier eine Wandlung ein, die zu einer Verarmung ohnegleichen führt. Die geistige Dürre der folgenden Jahrhunderte unterbricht erst wieder die religiöse Inbrunst des großen Liederdichters Paulus Gerhard, der die Fäden deutscher Dichtung dort aufgreift, wo hartes Schicksal sie aus den Händen der Nation schlug. Zur einst so selbstverständlichen All-Einheit findet aber auch Gerhard nicht wieder zurück, auch in seinen schönen und naturnahen Versen lebt der unselige Zwiespalt eines Volkes, das in dem Willen zu entkörperlichter Reingeistigkeit vergibt,



Friedrich v. Schiller.
Nach dem Reichdruck Nr. 377.

daß die Schöpfung zweier Elemente, des Leibes und der Seele, zu ihren Zwecken sich bediente. Wie deutlich wird dieser Zwiespalt an dem innigen Liede des Paulus Gerhard:

Nun ruhe alle Weiber,
Vieh, Menschen, Stroh und Fellen;
es schließt die ganze Welt,
Es aber, meine Sinnen,
auf, auf, ihr sollt beginnen,
was euren Schöpfer wohlgefällt.
Wo bist du, Sonne, bleibe?
Die Nacht hat dich vertrieben,
die Nacht, die Tage Feind,
Fahr hin, du alter Sonnen
mein Jesus, meine Wonne,
gar bist in meinem Herzen schreit.

Ist diese Dichtung nicht gerade als ein Osterlied anzusprechen, so lebt doch darin ein wundersam inniger Glaubensgeist, die tiefe Sicherheit des Auferstehungsglaubens, wenn auch die einzigartige Einseitigkeit des Weltbildes, wie Spee sie formte, irgendwie zersprungen ist. Und doch hat in wenigen die Liebe zur Schöpfung Gottes so hell gebrannt, wie in Paulus Gerhard, der wußte, daß sein Erlöser lebt und gerade deshalb singen durfte: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“

Diese Freude aber sucht das Herz niemals stärker als in den Tagen nach der Passion, in der Osterzeit der erwachenden Natur. Wenn Auferstehungslocken über das Land fluten und erste Kätzchen an den Weidenbüschen seelig flimmern, Anemonen, Maiglöckchen und frühe Mummeln die Gräben zartfarbig übersprenkeln, dann regt sich auch in der gleichgültigsten Brust ein wunderliches Rumoren. In die dunkelste Ecke dringt ein Abglanz von der Auferstehung des Herrn und wäre es nur von ihrem Widerspiel in der Natur. Mit seinem Humor und lachelndem Ernst hat Goethe diese seltsame Wirknis des Herzens in dem Osterpaziergang seines Faust gezeichnet:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
In Tale grünes Hoffensgrün.
Aber die Sonne duldet kein Weiden;
überall regt sich Bildung und Streben,
alles will sie mit Farben belegen;
doch an Blumen fehlt in Bächen,
sie können gepflanzte Menschen nicht.
Kehz dich an von dem Hellen
nach der Stadt zurückzukehren.
Aus dem hohen festeren Tor
dringt ein heiterer Gewinnel hervor.
Jeder sagt ich heut so gern:
So feiern die Aufstehung der Herrn —
denn sie sind selber aufstehende. . .



Joh. W. v. Goethe.
Nach dem Reichdruck Nr. 382.

Ein seltsamer, ein ergreifender, alles menschliche Denken tief aufwühlender und zugleich besänftigender Akkord weht um die Tage des Osterfestes. Ist die Pfingstfeier von dem verschwenderischen Jubel der wachen Natur umhüllt, ist sie die Erfüllung und endliche Bestätigung langen Wartens auf Sonne, Blust und Himmelsblau, so gibt die Osterzeit ein Bild von Leben und Tod, ist Sehnsucht nach Licht und Kampf mit der Finsternis, ist erhabener Gründonnerstag, schmerzschwerer Karfreitag und alles überstrahlende Auferstehung. Ist im göttlichen Geschehen zugleich Abkling menschlichen Erlebens. So konnte der Meister Matthias genannt Grünewald die gewaltige Schmerzkatase der Kreuzigung seines Iseheimer Altars neben die lichtdurchflutete Verklärung des Auferstehungsbildes stellen, da sie einander tief bedingen und ihr Nebeneinander die letzte künstlerische und religiöse Wirkung überhaupt erst auslöst. Denn was wäre die Erschütterung durch diesen furchtbaren Tod, folgte ihm nicht der Triumph der Ueberwindung, die ewige Flucht in die Majestät des Geistes. Diese Antithese, dieses menschlich-göttliche Zusammen von Sturz und Aufstieg umschließt gleichnishaft in einzigartiger Weise alle Kummernis und allen Jubel des Herzens. Ueber jedem Kalvaria blaut der ewige Himmel und nur seelische Verkümmern vergißt über dem Leidensweg die Sternenweite der göttlichen Liebe. Dieses Thema klingt denn auch in der deutschen Osterdichtung seit den frühesten Tagen immer wieder auf und findet oft erschütternden Ausdruck in seiner zugleich schmerzlichen und erlösungssicheren Hingabe an die letzten Dinge. Wie es in allen Kirchen zur Passionszeit in den Versen des Nikolaus Decius erklingt:

Alle Seel' habe getragen,
samt mir, wir versagen:
Erlaus Dich unser, o Jesu!

Wie schwanker Rief am sicheren Riechenstamm so rückt sich die Vornghheit des Menschen in die reinen Spuren der Erlösung, siegt die Klarheit des Osterglaubens über alle Wirrnis der Tiefe.

Nicht nur in geistlichen Liedern wird dieser Gedanke lebendig. Wie sollte er auch nicht alle Herzen beherrschen, alle Verhältnisse irgendwie überlichten, da doch dem Menschenherzen nichts so eigentümlich ist als die Ahnung jener höheren Wirklichkeit, der alle zustreben. Lebt das unstillbare Osterverlangen nicht auch in den ganz weltlich klingenden Versen Walthers von der Vogelweide:

Die hat der Winter geizhal überall
leide unde walt die hat leide an val,
die winter stinze wil suone inre hal,
wäre ich die magde an der strabe den hal
wären so künne das der vogele schal.
Mochte ich verreden des winters zu,
wäre ich die wile, so zose ich ihn sit,
das sie verzeht ist so heil und so wil,
wäre ich, so lät ich den wintre den strak,
so lät ich blouste, da rife an ih.

Schlagt aus diesen Versen des Vogelweiders die Sehnsucht nach der Osterfeier der Natur in hellen Flammen auf, so finden sich doch auch in der Passions- und Auferstehungsdichtung nicht wenig Werke, die in künstlerisch vollendeter Form tiefe Beziehungen zwischen dem religiösen Inhalt der Osterzeit und ihrem Widerspiel in der natürlichen Umwelt darzustellen wissen. Wohl keiner hat diese wunderbare Duplizität inniger zu gestalten vermocht, als der um 1500 in Kaiserswerth bei Düsseldorf gehorene Graf Friedrich von Spee, der als Jesuit die ebenso kühne wie formschöne „Trutznachtigall“ herausgab und in seinem „Traurgesang von der Not Christi am Gelberg im Garten“ eine geradezu mystisch anmutende Verbindung von göttlichem und irdischem Leid darstellte. Durch die Brahmsche Vertonung sind einige lyrische Partien dieser Dichtung heute noch Allgemeinut der deutschen Kulturwelt. Den meisten aber dürfte das Bewußtsein verlorengegangen sein, in diesen Versen eine aus urkatholischem Geistesleben stammende Dichtung vor sich zu haben.

Bei stiller Nacht, zur ersten Wacht
ein Sinn sich kund zu klagen;
ich sahn in ihm, was die dann sagt,
tat ich mit Augen schlagen.
Ein junges Blau, von Seiten gut,
ähnlich als Goldfäden,
in großer Not, fast halber tot,
am Garten lag auf Erden.
Es war der liebe Gottesknecht,
von Haupt er hat in Armen,
viel weiß und höher als der Man,
ein Sein es nicht erlernen.
„Ach, Vater, lieber Vater mein,
und wär den Knecht ich trunken?
Und sage dann ja mit andern sein.“

Ostersitten

Ostern ist das Fest neuerstehenden Lebens, des aus dem Grabe erstehenden Heilandes, der aus dem Winterschlaf erwachenden Natur, des von neuer Lebenskraft durchströmten Menschen. Schon die alten Germanen feierten das Fest des Neuwieders der Natur mit mancherlei heilerlichem Brauch, und als das Christentum eingeführt wurde, vermischten sich begrifflicher Weise um den gemeinsamen Grundgedanken alte und neue Sitten und Gebräuche zu einem großen Ganzen, das sich in reicher Symbolik bis auf unsere Tage vielfach erhalten hat. Nur ist zu beklagen, daß der innewohnende Sinn, je länger je mehr, immer stärker schwindet. Das ist um so bedauerlicher, als auch das Osterfest, ähnlich dem Weihnachtsfest, mit seinen Sitten echt deutsch ist. Nicht umsonst hat Goethe in seinen „Faust“ den schönen Osterpaziergang eingefügt, in den Faust, der schlechthin den deutschen Menschen, die deutsche Seele mit dem unermüdelichen Streben und dem unentwegten Kampf bis zum inneren Siege der Befreiung und geistigen Auferstehung darstellt. Nach tiefer Verzweiflung und eklem Lebensüberdruß rufen dort die Osterglocken Faust zu neuem Leben auf, und bei dem folgenden Osterpaziergang ergreift sich ein neuer Mensch in neu erstandener Natur. Diese Osterepisode steht symbolisch am Anfange des gigantischen Dramas, denn nun muß Faust die dunkelste Karwoche seines Lebens durchmachen, die aber mit Erlösung und Auferstehung der Seele endet. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“, Leben ist Streben, und wer nie den Drang zum Leben verliert, dem muß endlich Erlösung und geistige Auferstehung werden, auch auf den schlimmsten Winter muß der liebe Frühling und das schöne Ostern einmal folgen.

Das ist der Ostergedanke, — siegreiches, neues Leben.

Den Glauben daran bringen auch alle die schönen Osterbräuche zum Ausdruck. Das bei uns verbreitetste Ostereisymbol und -geschenk ist wohl das Osterei. Kalt und kahl, fast wie ein Gebilde des öden Winters, steht äußerlich das Ei aus. Aber in sich birgt es eine gewaltige Lebenskraft, die durch geringe Mühe an das frohe und helle Sonnenlicht als Küken gebracht werden kann. Wer sieht das dem kleinen Ding an? So ist das Ei Zeichen von Fruchtbarkeit und verborgenem, aber erwachendem Leben. Dies anzudeuten, bestreicht man es auch vielfach mit bunter, lebhafter Farbe. Die Menschen aber essen am Osterfest von diesen lebenskräftigen Eiern recht viel, um dadurch die Lebenskraft auch in sich überzuführen. In manchen Gegenden ist der Brauch gang und gäbe, die Schalen der gegessenen Eier im Acker zu vergraben, um dadurch eine ergiebige Ernte zu erzielen. Derselbe Gedanke wohnt der Sitte inne, beim ersten Pflügen im Jahr ein Ei auf den Acker zu legen, das dann vom Pfluge zerschnitten wird, so daß die Lebenskraft in den Boden überströmen kann.

Die Ostereier werden für die Kinder vom freundlichen Osterhasen gelegt. Man weiß nicht recht, wie man diese Behauptung erklären soll. Am meisten Wahrscheinlichkeit hat die Annahme für sich, die da sagt, der Hase habe zur Osterzeit Schonung und lasse sich deshalb, obwohl sonst scheu, jetzt zahlreich in der Nähe von Ortschaften sehen. Dies, sein ungewöhnliches Auftreten, zusammen mit der Notwendigkeit, daß die wunderkräftigen Ostereier nicht wie gewöhnlich von Hühnern gelegt sein dürfen, machen die Entstehung der Osterhasenfabel möglich.

Stärkeres Sinnbild der wiedererwachten Natur ist das Wasser, das sich aus den Fesseln des grimmen Winters befreit hat. „Vom Eise befreit sind Ströme und Bäche“, und wie flüssige Jugend- und Lebenskraft sprudeln und stürzen sie einher. Daher das Osterwasser in mancher schönen Sitte, in Uebereinstimmung damit auch das

O

Es ersche
bürgerliche
rauschende
ten, mit der
des päpstliche

Die H
Taus der O
der Heiland
mit der Bich
Sehens' Jahr
mit dem Hei
mit dem Soh
mit seinen J

Doch zur
die heimlich
und wäre es
Natur, das a
igen Chor d
Erdball sich
sen Ton auf
wußtem Ges
Weimar —

Oster-Weih
Ostertau au
rischem, fl
lamit junge
Glück, wahr
egen. So

Heute a
Die Kathol
kerze, Frö
unbildete
Warme und
wene Leben
Winter und
sich das Os
zies gehalten
sch währer
schäuf hat
sur der W
muß dran
Berg gesch
Der Jubel v
recht viel
auch ein e
legenheit vo
besiegt, das

Amster
buch Anst
großes Bril
„Nein“, sag
ihnen nie
Jon, was
an Hiltverl